

**HEYNE** <



JONAS WINNER

DER  
NACHLASS

FÜR RACHE IST ES NIE ZU SPÄT

THRILLER

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Motto auf Seite 5 aus: Joyce Carol Oates,  
»Haunted. Tales of the Grotesque« (1994),  
deutsch: »Das Spukhaus«, DVA Stuttgart 1996,  
übersetzt von Renate Orth Guttmann.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 7/2021  
Copyright © 2021 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Redaktion: Susann Rehlein  
Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München,  
unter Verwendung von Motiven von  
© Shutterstock (UAEWork, JB Group, kilic inan)  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
ISBN: 978-3-453-44088-3

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

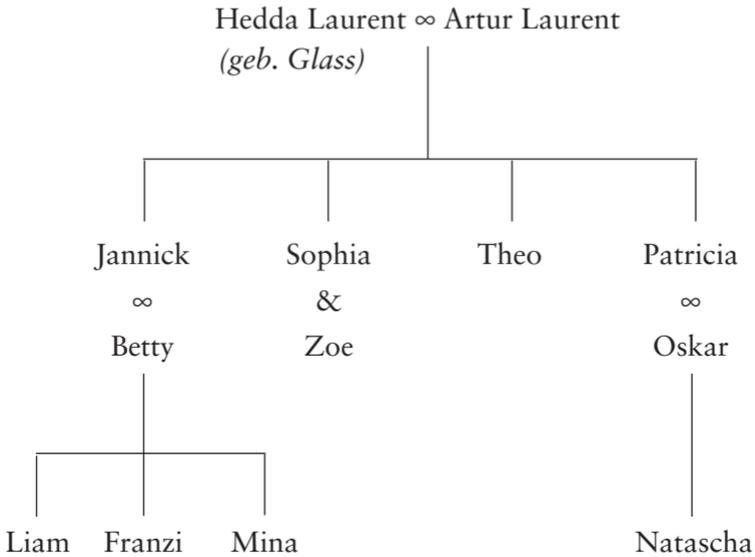


»Und dies ist die verbotene Wahrheit, das unaussprechliche Tabu: dass das Böse nicht immer abstoßend ist, sondern häufig anziehend, dass es die Macht besitzt, uns nicht einfach zu Opfern zu machen, wie es Natur und Unfälle tun, sondern zu aktiven Komplizen.«

*Joyce Carol Oates*



# Die Familie



*Heddas Bruder:* Ruben Glass



# 1

*Totensonntag, 00.10 Uhr*  
*Ruben Glass*

Der alte Mann konnte nicht mehr gut gehen, deshalb saß er meist in seinem Rollstuhl. Früher hatte er darauf geachtet, dass sein Haar immer modisch geschnitten war. Inzwischen ließ er es nur noch notdürftig von dem Marokkaner stutzen, der ihm in Paris den Haushalt führte. Die Gesichtszüge des Mannes aber ließen nach wie vor erkennen, dass sein Geist hellwach war. Ruben Glass war Zeit seines Lebens ein intelligenter Mensch gewesen, dessen Schlagfertigkeit und Geistesgegenwart ihn bei seiner Arbeit als Journalist rund um den Globus geführt hatten.

Das allerdings, was er jetzt dort vor sich auf dem niedrigen Tisch in dem Zimmer liegen sah, in dem man ihn untergebracht hatte, erschreckte ihn mehr als alles, was er jemals erlebt hatte.

Dabei sah das Foto ganz harmlos aus. Ein ausgeblisches Familienfoto aus längst vergangenen Zeiten. Darauf ein Garten, eine Birke im Hintergrund, eine Villa. Sommer. Ein Sommer vor vielen Jahren. Auf dem Rasenplatz vor dem Haus hatten sich die Mitglieder einer Familie versammelt. Der Vater, der alle überragte, an seiner Seite eine zierliche Frau mit Bubi-kopf – vor ihnen ihre vier Kinder.

»Jannick, Sophia, Theo und Patricia.«

Ruben kannte die Namen der Kinder, es waren seine Nich-

ten und Neffen, er selbst hatte nie Kinder gehabt. Familienleben – danach hatte ihm nie der Sinn gestanden. Er kannte die vier Kinder, er kannte die Eltern, Artur und Hedda, er kannte auch das Haus, vor dem sie standen, denn es war das Haus, in dem er selbst vor vielen Jahren aufgewachsen war und in das man ihn jetzt wieder gebeten hatte.

Und doch flößte ihm dieses Foto eine Angst ein, die eiskalt durch seine Adern kroch und sein Herz spürbar schneller schlagen ließ. Mit zitternder Hand legte er die Aufnahme zurück auf den Glastisch, richtete sich in seinem Rollstuhl auf und lauschte.

Das dumpfe Rauschen, das das Haus immer dann zu erfüllen schien, wenn man ganz still war.

Zwölf Minuten nach Mitternacht. Er brauchte dringend ein wenig Schlaf. Seine Nerven vibrierten vor Erschöpfung. Er war in sein Zimmer gekommen, um auszuruhen. Aber dann hatte er das Foto auf dem Tisch gesehen. Wer hatte es da hingelegt? Und warum?

Im gleichen Moment spürte er es. Dass jemand bei ihm war, hier in seinem Zimmer.

Millimeter für Millimeter drehte er sich in seinem Rollstuhl um. Blinzelte, um das Halbdunkel, in dem der Raum lag, zu durchdringen. Er hatte noch kein Licht angemacht, hatte das Foto nur in dem Schein betrachtet, der vom Fenster hereinkam.

Mit einem Mal konnte er die Umrisse einer Gestalt erkennen, die neben dem Fenster kauerte.

»Ich wusste es nicht, das musst du mir glauben!« Er wischte sich über die Lippen. Er hatte so undeutlich gesprochen – war überhaupt etwas zu hören gewesen?

Mit aufgerissenem Mund beobachtete er, wie sich die Gestalt aufrichtete und langsam auf ihn zukam.

*Ich wusste es nicht.*

*Ich wusste es doch!*

*Ich wollte es nicht!*

Kraftlos griff seine Hand nach den Rädern des Rollstuhls. Es gab so viel zu erklären. Zu rechtfertigen. Richtigzustellen.

*Aber dafür ist es jetzt zu spät*, hörte er eine Stimme in sich flüstern.

Ruben war alt geworden, weit über achtzig. Er hatte Glück gehabt. Ein schönes Leben, alles in allem. Ein Leben, das sich nun jedoch, das fühlte er, als hätte ihn der Tod schon berührt, seinem Ende näherte.

»Es tut mir leid.« Seine Lippen zitterten. »Hörst du mich?«

Die Gestalt stand jetzt dicht vor ihm, und das Mondlicht tauchte ihr Gesicht in einen fahlen Glanz.

Ruben hörte sich selbst atmen – in kurzen, viel zu kurzen Zügen. Die Angst schien sich in flüssiges, eiskaltes Metall verwandelt zu haben, das seinen Körper auszufüllen begann. Verkrampft und unfähig, sich noch zu bewegen, lagen seine Hände auf den Rädern des Rollstuhls. Er konnte regelrecht mitverfolgen, wie der Tod in ihm die Oberhand gewann.

»Kannst du mir verzeihen?« Er nuschte nur – wie sollte sie ihn denn verstehen?

Die Frau, die vor ihm stand, strich ihm eine schweißnasse Strähne aus der eiskalten Stirn.

»Was hier vor sich geht, ist deine Schuld, Ruben, weißt du das?« Prüfend sah sie ihm in die Augen.

Aber der Blick des alten Mannes war bereits gebrochen. Und an die Stelle des lebendigen Blitzens, das in seinen Augen immer gehaust hatte, war der stumpfe Glanz toter Fischaugen getreten.



# Teil I



## 2

*89 Stunden vorher*

»Theo!«

Die aufgerissenen Augen des Jungen starrten ihn an.

»Bitte! Nicht! Du darfst nicht loslassen!«

Die Stimme des Kleinen war völlig verzerrt. Sein Gesicht eine Maske aus Panik und Verzweiflung. Er flehte um sein Leben.

»Ich halte dich, Kosta!«

Theo fühlte, wie die kleine Hand des Jungen seinem Griff entglitt. Er lag flach auf den eiskalten Stangen der Klettersteigbrücke. Unter ihm nichts als Hunderte Meter eines gährenden Abgrunds. Tief unten, glitzernd, die schroffen Felsen der Schlucht. Direkt vor ihm: die Augen des Kleinen. Sein Mund. Seine Gesichtshaut glänzend von Tränen und Schweiß. Und Theo spürte, wie die Hand des Jungen aus dem Fäustling Millimeter für Millimeter hinausrutschte.

»Streck mir die andere Hand hoch, Kosta. Versuch es!«

Tränen liefen dem Jungen übers Gesicht. »Ich kann nicht, Theo. Ich kann nicht mehr.«

Nichts als Theos Griff um Kostas Hand hielt den Kleinen noch am Leben. Todesangst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Als könnte der Junge die wenigen Augenblicke, die sein kurzes Leben noch für ihn bereithielt, bereits abzählen.

*Mit einem Ruck* – sollte Theo den Kleinen mit einem Ruck

zu sich auf die Klettersteigbrücke heraufziehen? Aber dabei glitschte die schweißnasse Hand des Jungen doch bloß aus seinem Handschuh!

»Kosta, die andere Hand, sonst kann ich dich nicht hochziehen!«

Der Kopf des Jungen war nach unten geneigt, er starrte in den Abgrund. Theo fühlte, wie er zitterte, wie die grauenvolle Tiefe an dem kleinen Leib des Jungen zog. Fühlte, wie Kostas Hand noch ein Stückchen weiter aus dem Fäustling glitt – und ganz rausrutschte. Kosta riss den Kopf in den Nacken – sein Mund ging auf – er flog ...

»Theo!«

Was ...

»Theo!«

Nach Luft ringend wie ein Ertrinkender kam Theo hoch.

»Was? Kosta! Um Gottes willen!« Er sprang aus dem Bett. Sein ganzer Körper bebte. Wirkte wie randvoll gefüllt mit Eissplintern der Angst. *Kosta! Nicht!*

Er wirbelte herum. Das Zimmer. Vor dem Fenster dämmerte der Morgen.

Der Klettersteig. Der Junge.

Außer sich stieß Theo seine Fäuste in die Augenhöhlen. Ein Albtraum! Kosta hing nicht an seiner Hand, er hatte es nur geträumt.

»Theo, bist du wach?« Eine weibliche Stimme drang durch die Tür seines Zimmers.

»Was? Ja! Ja, ich bin wach.«

Nur ein Albtraum! Er spürte eine Welle des Glücks durch sich hindurchpulsieren. Er war sich so sicher gewesen, den Kleinen nicht länger halten zu können. Doch es war nur ein Traum gewesen.

»Was ist denn?« Mit einem Schritt war er an der Tür und zog sie auf.

Eine schlanke Frau mit kurzen braunen Haaren stand davor. Dorine, Kostas Mutter.

»Ein Anruf für dich. Aus Berlin.«

Aus *Berlin*?

»Wo ist Kosta?«, entfuhr es ihm. »Geht es ihm gut?«

»Er ist unten, muss gleich in die Schule.« Dorine lächelte.

»Wieso? Wegen gestern?«

*Wegen gestern?* Er fühlte einen Stich im Herzen. Mit einem Mal war alles wieder da. *Deshalb* hatte er von Kosta geträumt. Ein Albtraum, ja. Aber wirklich entkommen war er ihm durch sein Aufwachen nicht.

Dorine hatte es ihm gestern gesagt. Dass ein Mann ihren Sohn auf dem Nachhauseweg angesprochen hatte. Ob er Theo kenne, hatte der Mann den Jungen gefragt. Ob er Theo Glass kenne. Was Kosta natürlich bejaht hatte. Schließlich wohnte Theo schon seit ein paar Wochen in der kleinen Pension in den Bergen, am Rand von Interlaken. Der kleine Kosta – Sohn von Dorine, der die Pension gehörte – und Theo hatten sich ein bisschen angefreundet.

»Warte mal.« Nervös machte er einen Schritt zum Fenster, zog den Vorhang auf und starrte auf die Straße hinunter. Die schwarze Limousine sah aus wie ein Raubtier. Riesig. Glänzend. Aufgemotzt. Die Scheiben getönt. Sie parkte in zweiter Reihe, schräg gegenüber vom Eingang zur Pension. Durch die Windschutzscheibe hindurch konnte Theo die zwei Männer darin sehen. Das übliche Outfit. Basecap, Sonnenbrille, Bart. Kurz rasierte Haare, massige Statur. Wie alle Männer der Clans, überall. Mit den reichen Touristen waren auch sie hier in den Bergen angekommen. Er hätte sich niemals auf diese

Weise Geld borgen dürfen! Jetzt waren sie an ihm dran und würden nicht lockerlassen. Sogar den kleinen Kosta hatten sie schon im Visier.

Er drehte sich zu Dorine um.

»Willst du den Anruf nicht annehmen?« Ihre hübschen Augen sahen ihn an.

*Aus Berlin?* Und wenn das nur ein Trick war? Die Gedanken in seinem Kopf überschlugen sich. Oder sah er schon überall Gespenster?

Er hatte einfach seit Wochen entsetzliches Pech gehabt. Nur deshalb hatte er sich ja das Geld borgen müssen. Er hatte fest damit gerechnet, ein paar Spiele zu gewinnen. Aber verloren. Es war wie verhext. Eine solche Pechsträhne hatte er, soweit er sich erinnern konnte, überhaupt noch nie gehabt. Dabei verdiente er schon seit Jahren sein Geld als professioneller Pokerspieler.

»Nowotny, hat er gesagt, heißt er. Ein Notar aus Berlin.« Dorine schaute ihn fragend an. »Also was ist jetzt, gehst du ran oder nicht?«

Ein Handy hatte er schon seit Tagen nicht mehr. Selbst das Geld, um die Karte aufzuladen, musste er ja erst mal verdienen.

»Ein Notar?«

Sie nickte.

»Und was will er?«

»Hat er nicht gesagt. Nun komm schon. Dann kannst du Kosta noch Tschüss sagen, bevor er zur Schule geht. Der Hörer liegt unten auf dem Tresen.«

Kosta. Theo spürte, wie er unwillkürlich lächeln musste. Kosta war wohlauf und ging gleich zur Schule. Gott sei Dank!

# 3

»Der Hörer liegt auf dem Tresen.« Kosta sah von seiner Müslischüssel auf, als Theo die Treppe runterkam.

»Ich weiß.« Er warf dem Kleinen einen Blick zu.

Sie hatten ihn gewarnt. Sie hatten ihm gesagt, dass sie das Geld zurückwollten. Achtzehntausend Schweizer Franken. Er hätte es ja auch längst zurückgezahlt, wenn er nicht dieses verfluchte Pech gehabt hätte. Gestern Abend zum Beispiel. Texas Hold'em. Eine wichtige Partie. Hohe Einsätze. Es war bereits nach zwei Uhr morgens gewesen. Zwei Könige hatte er auf der Hand gehabt. King Kong – was sollte da schon schiefgehen? Ein dritter König lag sogar auf dem Tisch, als die vierte Karte kam. Drei Könige? War es etwa falsch, mit so einem Set hoch zu wetten? Mit Sicherheit nicht! Bloß wenn man Pech hatte, ging so etwas schief!

»Theo?«

Er blieb neben Kostas Platz stehen. »Was ist?«

»Bringst du mir heute Nachmittag bei, wie man pokert? Mama hat gesagt, ich darf dich fragen.«

Die dunklen Augen des Kleinen leuchteten.

»Auf keinen Fall, Kosta. Pass lieber in der Schule auf, dann brauchst du die Karten nicht.«

Theo drehte den Kopf. Durch das Fenster der Pension konnte er die schwarze Limousine auf der anderen Straßenseite parken sehen. Achtzehntausend. Er hatte davon gehört, dass sie einem auflauerten, wenn man nicht bezahlte, und sich

mit einer Zange an einem zu schaffen machten. Dass sie einem mit der Zange den Daumen abknipsten.

*Kennst du Theo Glass, Kosta?*

Er blickte zurück zu dem Jungen, der sich wieder über seine Mülschale gebeugt hatte. Und wenn sie mit der Zange dem Kleinen zu Leibe rückten? Theo riss sich zusammen. Trat an den Tresen. Und hob den Hörer an sein Ohr.

»Glass.«

»Ah, freut mich, dass ich Sie erreiche«, hörte er eine angenehm zivilisierte Stimme am anderen Ende der Leitung. »Mein Name ist Konrad Nowotny. Ich ... habe leider keine sehr erfreuliche Nachricht für Sie, Herr Glass.«

Das war ja klar.

»Wer sind Sie?«

»Ach so ... Ich dachte, Sie hätten vielleicht von einem Ihrer Geschwister bereits davon gehört. Ich bin Partner der Kanzlei Nowotny und Fink in Berlin. Wir vertreten die Angelegenheiten Ihrer Mutter, Hedda Laurent.«

*Ihrer Mutter?* Wie lange war er nicht in Berlin gewesen?

»Glass – das ist der Name, den Sie benutzen? Richtig?«

»Ja, richtig. Hören Sie, Herr Nowotny, ich will nicht unhöflich sein, aber ... könnten Sie mir vielleicht sagen, was der Grund Ihres Anrufs ist? Sie erwischen mich gerade zu einem etwas ungünstigen Zeitpunkt.«

»Ihre Mutter liegt im Sterben, Herr Glass.«

Es kam ihm so vor, als würde er langsam in Wasser versinken.

»Sie hat mich gebeten, Sie ausfindig zu machen«, redete Nowotny weiter. »Es war nicht ganz einfach, deshalb habe ich Sie erst jetzt erreicht. Ihre Mutter bat mich, Ihnen auszurichten, dass sie Sie sehr gern noch einmal sehen würde.«

Fast dreißig Jahre.

Fast dreißig Jahre war er nicht in Berlin gewesen.

Fast dreißig Jahre hatte er seine Eltern nicht gesehen.

»Wir haben veranlasst, dass Ihnen ein ausreichender Betrag für den Flug in der Western Union Filiale von Interlaken hinterlegt wird. Meinen Sie, dass Sie es einrichten könnten?«

*Was ... was einrichten können?*

»Herr Glass?«

*Achtzehntausend ... Kosta ...*

»Ja«, hörte sich Theo hervorstoßen, »sicher.«

»Gut. Wunderbar. Bitte entschuldigen Sie, wenn das vielleicht etwas schroff klingt, aber ... ich glaube, dass Sie nicht viel Zeit verlieren sollten, wenn Sie Ihre Mutter noch sehen möchten, bevor sie ...« Die Stimme am anderen Ende der Leitung verlor sich.

Im Sterben? Hatte der Mann gesagt, dass sie im Sterben lag?

»Was ... ich meine, ist sie krank?«

»Wissen Sie das nicht? Vielleicht ist es am besten, Sie rufen einen Ihrer Geschwister an, Herr Glass. Ihrer Mutter geht es wirklich nicht gut. Ihre Geschwister können Ihnen sicherlich am besten alles erklären.«

# 4

Der Fernsehturm stach wie eine Nadel in den wolkenlosen Himmel über Berlin. Die 737 vom Flughafen Zürich flog einen sanften Bogen und steuerte Tegel an.

Seit dem Anruf von dem Notar waren nur ein paar Stunden vergangen. Stunden, die Theo gut genutzt hatte.

Als er aus der Pension auf die Straße getreten war, war die Limousine von der gegenüberliegenden Straßenseite verschwunden gewesen. Umso besser. Er würde den Mann, der ihm das Geld geborgt hatte, in Zürich direkt aufsuchen.

Als Erstes hatte er sich auf den Weg zur Western Union Filiale gemacht und das Geld abgehoben, das dort für ihn hinterlegt war. Genug, um die ausstehende Miete für das Zimmer zu zahlen.

Zurück in der Pension hatte er seinen Koffer gepackt. Dorine hatte sanft gelächelt, als er sich von ihr verabschiedet hatte. Fast drei Monate lang hatte er in ihrer Pension gewohnt, und sie hatten sich gut verstanden. Mehr nicht. Es hätte vielleicht mehr daraus werden können, aber nicht, solange er in dieser Pechsträhne feststeckte.

Mit dem Geld und dem Koffer hatte er die nächstbeste Autovermietung aufgesucht und einen Wagen geliehen, den er in Zürich abgeben konnte. Dort angekommen, hatte er sich mit Ralph getroffen, dem Mann, der ihm vor einem knappen Vierteljahr die Achtzehntausend geborgt hatte. Geborgt, warum? Weil Theo breitschultrig war, gut gekleidet, funkelnde

Augen hatte und ein ausdrucksstarkes Gesicht wie ein offenes Buch? Vielleicht. Vor allem aber, weil Theo Glass ein Name war, den man in der Pokerszene kannte.

Das war nicht immer so gewesen. In den späten Nullerjahren hatte er jedoch eine Glückssträhne gehabt, bei der er regelrecht reich geworden war. World Series of Poker in Las Vegas, exklusive Pokerrunden in Monte Carlo. Er hatte mit den besten der Besten gespielt und einiges gewonnen. Turniere, private Hinterzimmerpartien, er hatte sogar als Lehrer des Spiels Geld gemacht.

Selbst den anfänglichen Boom von Online-Poker hatte er auf der Gewinnerseite verbracht. Und doch war vielleicht gerade das der Keim seines Niedergangs gewesen. Online. Inzwischen hasste er es.

Es hörte nicht auf. Im Netz waren die Casinos vierundzwanzig Stunden am Tag, sieben Tage die Woche geöffnet. Zu jeder Zeit konntest du dich einloggen und loslegen. Der Gewinn rund um die Uhr in Reichweite. Aber es war ein Spiel ohne Gegenüber. Einsame Nächte hatte er vor dem Bildschirm verbracht, den Blick auf die Zahlenkolonnen mit den Gewinnchancen geheftet. Als wäre in diesen verlorenen Nächten ein Gift in ihn geträufelt. Er hatte begonnen, das Spiel zu fürchten. Und seine aufgehäuften Reserven schmolzen dahin.

Das war es, was er aus seinem Leben gemacht hatte? Er hatte gespielt und verloren. Und dieser Gedanke schien es gewesen zu sein, der sein Glück endgültig beendet hatte.

»Ich werde die Achtzehntausend in Berlin besorgen«, hatte er zu Ralph und dessen Leuten in Zürich gesagt. Und gewusst, dass sie sich darauf einlassen würden.

Er hatte ihnen seinen Pass gezeigt. Der Name, der dort eingetragen war, lautete nicht Theo Glass. Das war der Name,

unter dem er seine Pokersiege errungen hatte, aber nicht der Name, auf den er getauft worden war. Im Pass stand sein richtiger Name: Theodor Laurent. Er hatte Ralph gesagt, dass er nachfragen sollte: Laurent, Berlin. Und gewartet, während Ralph seine Telefonate in einer Sprache führte, die Theo nicht verstand. Ralph hatte erfahren, was er wissen musste. Die Firma, die die Häuser von Theos Mutter verwaltete, war eingetragen und auch im Internet rasch auffindbar. Unter dem Namen, den Hedda Glass bei ihrer Heirat angenommen hatte: Laurent.

Theo hatte es Ralph angesehen. Dass sie sich bereits ernsthafte Gedanken darüber gemacht hatten, ob er wohl jemals in der Lage sein würde, seine Schulden zurückzuzahlen. Dass diese neue Wendung der Ereignisse ganz in ihrem Sinn war. Immobilien in Berlin? Das roch nach Geld. Wenn *das* Theos Familie war, würde er die Achtzehntausend bestimmt in Berlin besorgen können. Zwei Wochen hatten sie vereinbart. Nach Ablauf der vierzehn Tage würde Theo zwanzigtausend zurückzahlen. Und wenn nicht?

Sie hatten ihn in der Hand. Kosta.

Hätte er zur Polizei gehen sollen? Nach all den illegalen Pokerrunden, die er in seinem Leben gespielt hatte? Und wer beschützte dann den Kleinen? Theo hatte sich mit diesen Leuten eingelassen, es gab nur einen Weg, wie er da wieder rauskam. Er musste seine Schulden bezahlen.

Langsam drehte sich die Nase des Flugzeugs. Er fühlte, wie die Sonne durch das kleine Bordfenster fiel und sein Gesicht beschien. Der Landeanflug hatte begonnen, in wenigen Minuten würde er in Berlin auf der Straße stehen.

Berlin. Die Stadt, in der er aufgewachsen war. Die Stadt, in der er als Kind mit seinen Geschwistern gespielt hatte.

Die Stadt, der er vor fast dreißig Jahren den Rücken gekehrt hatte.

Er hatte niemandem gesagt, wann er eintreffen würde. Natürlich hatte Nowotny recht gehabt, er hätte zumindest einen von seinen Geschwistern anrufen müssen.

Seine Mutter lag *was?*

Er wagte es nicht einmal zu denken.

Wie aus einem Nebel tauchten ihr Gesicht und ihre kleine Gestalt vor seinem geistigen Auge auf.

Mama.

Nicht viel älter als er jetzt war sie gewesen, als er sie zum letzten Mal gesehen hatte. Hedda Laurent. Seine Mutter. Sie hatten nicht telefoniert, einander nicht besucht. Natürlich wusste er, dass sie unglücklich war über das Leben, das er sich entschlossen hatte zu führen. Poker? Sie war eine stolze Frau. Eine intelligente Frau mit einem eisernen Willen. Niemals hätte sie verstehen können, wieso er sein Leben ... *wegwarf*.

Genau. Er wusste, dass sie so dachte. Er hatte es weggeworfen. Das Leben, das sie ihm geschenkt hatte.

Theo stützte den Ellbogen auf die Armlehne und legte seine Hand vor die Augen, um sie vor den stechenden Sonnenstrahlen zu schützen.

# 5

Im novemberzerzausten Berlin herrschten eisige Temperaturen. Er warf einen Blick auf die Uhr. Kurz vor eins. Am besten, er nahm ein Taxi.

Ein schwerer beigefarbener Mercedes hielt am Taxistand vor ihm. Theo zog die hintere Tür auf.

»Greenwichpromenade bitte.« Dort würde er ein Boot mieten müssen, das Geld dafür hatte er gerade noch.

Vom Flughafen Tegel dauerte die Fahrt nur ein paar Minuten.

Der Kiosk, an dem man ein Boot leihen konnte, stand noch dort, wo er sich auch vor Jahren schon befunden hatte. Der Betreiber aber hatte gewechselt. Die Frau, die Theo ein kleines Ruderboot mit Außenmotor vermietete, hatte er noch nie gesehen.

Normalerweise nahm man eins der Boote des Hauses, wenn man von Sandwerder, der Insel im Tegeler See, auf der Theo groß geworden war, zum Festland wollte oder umgekehrt. Aber er hätte zu Hause anrufen müssen und jemanden bitten, ihn an der Promenade abzuholen. Und das wollte er nicht. Wenn stimmte, was der Notar gesagt hatte, würden seine Geschwister gerade ganz andere Dinge im Kopf haben, als sich um ihn zu kümmern.

Spiegelgrau lag das Wasser vor ihm, als der knubbelige Bug des kleinen Boots es durchpflügte. Schwere Wolken waren aufgezogen und hatten die Sonne verdeckt. Es schien noch

einmal kälter geworden zu sein, und Theo hoffte nur, noch rechtzeitig vor dem Regen zur Insel zu gelangen.

Sandwerder.

Eine der wenigen Inseln im Tegeler See. Nur ein paar Hundert Meter lang, nicht mal achtzig Meter breit. Auf ihr aber erhob sich ein herrlicher Gründerzeitbau. Eine Villa, deren höchsten Giebel Theo bereits über den entlaubten Bäumen, die drumherum standen, hervorblitzen sehen konnte. Kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte Simon Glass, Heddas Vater, das Gebäude erworben. Eine verspielte Villa voller Erker und Türmchen, mit einer wunderbaren Terrasse, die nach Süden hinauslag, und Wintergärten in allen vier Stockwerken. Ein Gebäude, das Theo immer geliebt hatte und das für ihn als Kind wie ein riesiger Spielplatz gewesen war. In den Siebziger- und Achtzigerjahren hatten er, seine Eltern und seine Geschwister die Villa allein bewohnt.

Er zog das Steuer seines Boots ein wenig nach links, um Kurs auf den Landesteg zu nehmen. Mächtig und dunkel ragte die Fassade des Hauses zwischen den Bäumen jetzt auf. Ihm fiel auf, dass sich eine schlanke Gestalt von der Eingangstür aus auf den Landesteg zubewegte. Einen Moment lang fragte er sich, wer das sein könnte, da hob die Gestalt einen langen Arm und schwenkte ihn über den Kopf.

Jannick. Sein älterer Bruder.

# 6

»Es ist nicht nur irgendeine Krankheit, Theo ... Mama ... erst war es Parkinson, dann ist sie gefallen, und das ist nie mehr richtig verheilt. Letzte Woche kam eine Krebsdiagnose dazu. Das war der Grund, weshalb sie Nowotny gesagt hat, er soll dich anrufen.«

Sie saßen auf der Holzbank, die ihr Vater einst am Ende des Stegs aufgestellt hatte. Jannicks Gesicht war gerötet, die Augen schienen in ihren Höhlen zu brennen. Er war alt geworden. Grau, bärtig, aber immer noch riesig. Wenn Theo ihm in die Augen sah, erkannte er dort den Bruder, mit dem er seine Kindheit verbracht hatte.

»Wir haben so ein Krankenbett besorgt und mussten ein ganzes Zimmer umräumen, um es da reinzukriegen«, hörte Theo ihn sagen. »Nowotny hat gemeint, dass du kommst, also haben wir dein altes Zimmer für dich hergerichtet. Onkel Ruben ist aus Paris angereist und schläft im Gästezimmer oben, Sophia und Patty werden heute Nachmittag beziehungsweise heute Abend eintreffen und bringen ihre Familien mit.«

»Und Papa?«

Jannick stützte die Hände auf seine Knie und blickte geradeaus. »Hält sich gut. Ich bin ja schon seit ein paar Tagen hier und habe ein bisschen geholfen, aber Papa hat sich die letzten Jahre um Mama gekümmert und das schon ganz gut im Griff.« Er wandte den Blick zu Theo. »Er freut sich, dass du kommst. Endlich mal.«

*Ja.*

Theo schwieg. Er hatte gehant, dass es seltsam sein würde, plötzlich zurückzukehren in diese Welt, aber jetzt, wo es tatsächlich dabei war zu geschehen, fragte er sich, wie er es überhaupt durchstehen sollte.

»Hättest du nicht mal anrufen können?« Sein Bruder sah ihn von der Seite an. »Weißt du eigentlich, wie viel Kummer du Mama und Papa gemacht hast?«

Der Wind fuhr wie mit Stacheln durch Theo hindurch.

Er stand auf. »Ich muss erst mal rein, sonst erfriere ich hier«, presste er hervor. »Meinst du, dass es einen Pullover oder so gibt, den ich mir borgen kann?«

Jannick erhob sich ebenfalls. Und breitete die Arme aus. »Entschuldige ... ich ... wollte dich nicht so überfallen. Herzlich willkommen zu Hause, kleiner Bruder.«

Sie umarmten einander.

»Am besten, du schaust bei Mama rein, und dann stell ich dir Betty und die Kinder vor.«

Theo ließ Jannick los und trat einen Schritt zurück. Natürlich! Über einen Bekannten hatte er vor Jahren gehört, dass Jannick geheiratet und mit seiner Frau Kinder in die Welt gesetzt hatte. »Eine richtige Bilderbuchfamilie«, hatte der Mann gesagt.

Theo nickte und grinste. »Gute Idee.«

# 7

»Das ist das Ende, mein Junge.«

Der Kopf seiner Mutter lag tief eingesunken im Kissen, ihre wie immer wachen und doch vom Alter ein wenig getrübbten Augen waren auf ihn gerichtet. Ihre linke Hand, die sie sich verletzt hatte, lag wie die gebrochene Krallen eines Vögelchens auf der Decke. Die rechte hatte sie zu ihm ausgestreckt und Theo griff danach. Die Hand seiner Mutter war kühl und wirkte unendlich zerbrechlich. Er beugte sich zu ihr hinab und küsste sie vorsichtig auf die Wange. Ihr Blick ließ nicht von ihm ab, als wollte sie seine Züge noch einmal genau studieren. Als wollte sie an seinem Gesicht ablesen, wie es ihm in all den Jahren ergangen war. Was das Leben aus dem Jungen gemacht hatte, den sie geboren hatte.

»Setz dich, Theo. Willst du dir den Stuhl dort nehmen?«

Er nickte. »Wie geht's dir, Mama?«

»Nicht gut. Nachher will der Arzt noch mal kommen, aber so geht das schon seit Monaten.«

All die Jahre über hatte er ein Foto seiner Mutter mit auf seinen Reisen gehabt. Ein Foto von ihr aus einer Zeit, als er noch nicht zur Schule ging und sie abends an seinem Bett gesessen hatte, um ihm eine ihrer Geschichten zu erzählen. Von einem Marienkäfer, der auf seinen Reisen durch die Welt die schönsten Abenteuer erlebte. Geliebt hatte er diese Geschichten. Aber er konnte sich an keine einzige mehr erinnern.

»Hast du deine Geschwister schon gesehen?«

»Nur Jannick.«

Sie nickte. Dachte ein wenig nach, während ihr Blick langsam von ihm weg zur Zimmerwand tastete, die dem Bett gegenüberlag. »Ich weiß nicht, ob ich alles richtig gemacht habe, Theo. Am liebsten würde ich wenigstens sagen können: Ich hab es versucht – aber selbst da bin ich mir nicht sicher.«

Er saß auf seinem Stuhl und hörte ihr zu. Und kam sich beinahe so vor, als stünde er ein wenig neben sich.

»Das Leben war schön«, sagte sie, »aber richtig glücklich war ich nie.« Sie sah zu ihm. »Obwohl ich weiß, dass es undankbar ist, das zu sagen.«

»Warum warst du nicht glücklich, Mama?«

Sie sah ihn an, als wollte sie nicht zulassen, dass sie seine Frage verstand.

»Ich habe Nowotny gebeten, etwas vorzubereiten«, sagte sie, statt ihm zu antworten, »er wird es euch dann erklären.« Ihre beiden Hände, die kaputte und die gesunde, verschränkten sich. »Vielleicht hätte ich das nicht tun sollen, aber jetzt bin ich zu schwach, um es noch zu ändern.« Sie blickte ihm forschend in die Augen, als versuchte sie, eine Antwort darin zu finden.

»Es tut mir leid, dass ich so lange nicht zu Besuch gekommen bin, Mama.«

Sie nickte. »Ja.« Stolz. Verletzt. »Jetzt bist du ja da. Ich wollte unbedingt darauf warten, dass du ankommst, deshalb habe ich dem Arzt gesagt, er soll mit dem Morphium warten. ›Bis mein Theo auch kommt‹, habe ich ihm gesagt.«

*Und jetzt bin ich da.*

»Aber ich ertrage die Schmerzen nicht mehr«, fuhr sie fort, »weißt du.«

»So schlimm?«

Sie winkte ab. »Hilfst du mir mal hoch?« Sie stützte einen Arm hinten ab und ließ sich von ihm aufhelfen. Griff nach dem Wasserglas, das auf dem Nachttisch stand, und trank einen Schluck. Aus seiner Mutter war eine Greisin geworden. Aber es gab etwas an ihr, das ungebrochen war und von dem er das Gefühl hatte, sie würde es vielleicht über den Tod hinaus mit sich nehmen.

»Außerdem«, sie stellte das Glas wieder ab und sank zurück ins Kissen, »sollen die Temperaturen ja jetzt richtig fallen.«

»Außerdem? Was meinst du?«

»Ich meine, dass ich Doktor Erikson gesagt habe, er soll mich heute Abend besuchen kommen. Hab ich das noch nicht erwähnt?«

»Mama, ich ... Wir haben so lange nicht gesprochen, ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll.«

»Es ist gut, Theo. Mach dir keine Sorgen. Du bist ein guter Junge.«

»Erinnerst du dich, wie ich einmal als Schüler betrunken nach Hause gekommen bin? Ich war auf einer Party gewesen, in der Schule, ich glaub, es war die Abifeier vom Jahrgang über uns? Und ich habe die Manteltaschen voller Flaschen gehabt! Papa und du – ihr habt mich an der Tür abgefangen, ihr habt euren Augen nicht getraut. Papa ...«

»... hat die Schnapspullen ins Klo geleert. Ja, ich weiß.«

»Ich dachte, jetzt ist es aus, jetzt seid ihr wirklich fertig mit mir. Aber dann, am nächsten Tag, als ich von der Schule nach Hause kam, lag nur ein Buch auf dem Tisch in meinem Zimmer. Dostojewskis *Spieler*. ›Jeder schlägt mal über die Stränge‹ – sinngemäß, glaube ich, das war, was du vorne reingeschrieben hast.«

Er sah, wie sie lächelte.

»Erinnerst du dich, im Sommer, wenn wir alle sechs mit dem großen Kombi losgefahren sind? Sommerferien in Onkel Rubens Landhaus? Das ... war so schön. Wir sind in einem Stück durchgefahren bis zu den Alpen, und dann ist Papa abgefahren, und wir sind ewig die kleinen Sträßchen langgekurvt, auf der Suche nach einem guten Plätzchen fürs Picknick! Du hattest immer hart gekochte Eier und ein bisschen Salz in Alufolie dabei, Mama.« Er spürte, wie ihm die Tränen übers Gesicht liefen. »Es war so schön, Mama, als Kind bei euch zu sein. Es tut mir so leid, dass ich das nicht weitergegeben habe. Ihr habt so gut für mich gesorgt, und ich hab das alles nur vergeudet.«

Ihre Hände lagen verschränkt auf der Decke, und sie hörte ihm zu.

»Erinnerst du dich an die Kindergeburtstage, als ich noch kleiner war? Du hast ganze Backbleche mit Pizzabrot für alle Kinder gemacht, und Jannick hat geholfen, Spiele vorzubereiten, und alle waren richtig gut gelaunt. Ich hatte alle meine Freunde um mich – da warst du jünger als ich jetzt, Mama. Wie kann das denn sein, dass das wirklich passiert ist, und wir uns jetzt nur noch daran erinnern, als ob es eigentlich nie stattgefunden hat?«

»Ich denke schon, dass es stattgefunden hat, Theo. Ich habe das gern gemacht mit den Kindergeburtstagen. Und Jannick war eine große Hilfe, das stimmt.«

»Aber als ich größer war, nach der Grundschule, war das vorbei. Keine Kindergeburtstage mehr – warum eigentlich nicht?«

Er sah, wie sie sich abwandte. Ohne zu antworten.

»Du hast immer mal wieder gesagt, dass du aus dem Haus ausziehen willst. Warum? Das Haus gehörte euch doch. Und es gehört euch ja jetzt noch, oder?«

»Sicher. Das Haus hat mein Vater gekauft, nach dem Krieg, das gehört uns, das weißt du doch.«

»Und warum wolltest du dann ausziehen?«

»Es war zu teuer, Theo. Das große Haus – nur für uns? Es schien wie eine Verschwendung. Weiter nichts.«

»Ja?«

»Aber sicher.« Sie griff nach seiner Hand, plötzlich drängelnd. »Hör zu Theo, manchmal muss man einfach Vertrauen haben. Man kann lange hin- und hergrübeln, zweifeln, zögern, aber irgendwann muss man sich sagen, dass man entschieden hat und es gut ist. Du wirst sehen ... wenn du zu viel zweifelst, machst du dich nur ganz wirr im Kopf.«

»Aber ...« Doch er brach ab, denn er glaubte, in ihrem Blick zu sehen, dass sie für einen Moment unsicher war, ob er sie jemals verstehen würde. »Ist gut, Mama.«

Sie atmete aus und ließ seine Hand los. Eine Last schien von ihr abzufallen. »Du wirst sehen, manchmal bekommt man auch was dazu, Theo.«

Aber er wurde das Gefühl nicht los, dass sie das, was sie eigentlich hatte sagen wollen, nicht ausgesprochen hatte.

# 8

1982

»Willst du die Geschichte jetzt hören, oder nicht?« Jannick hatte seinen stechenden Blick auf die kleine Schwester gerichtet.

»Komm schon, Janni, du weißt doch, dass sie nur schlecht davon träumt«, mischte sich Sophia ein.

Die vier Kinder lungerten auf den Sofas im Wohnzimmer des großen Hauses herum. Abendessen hatten sie schon gehabt, aber morgen war Sonntag, und keiner hatte Lust, ins Bett zu gehen.

»Mama hat es doch ausdrücklich gesagt, bevor sie gegangen sind«, beharrte Sophia und klang dabei, als wollte sie die Rolle der Mutter übernehmen, jetzt wo die Eltern außer Haus waren. »Keine Spukgeschichten, keine Gruselfilme und nur eine Portion Eis für jeden.«

»Hat sie sie denn wirklich gesehen?«, wisperte die kleine Patty so leise, dass man sie kaum verstand.

»Was?« Jannick und Sophia, die beiden Ältesten, beugten sich zu ihr vor.

»Ob sie sie wirklich gesehen hat«, wiederholte die Vierjährige mit den großen braunen Augen.

»Siehst du!« Jannick richtete sich auf und starrte Sophia an. »Ich bin es gar nicht, der immer wieder davon anfängt, Patty *will*, dass ich es ihr erzähle!«